

# Chancen und Grenzen der neuen Gemeindeftheologie

Von Karl Lehmann

Eine wichtige Frucht der pastoralen Erneuerung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist die Vertiefung des Gemeindegedankens. Obgleich das Konzil nur an wenigen Stellen von der Einzelgemeinde spricht, hat sich das ortskirchliche Prinzip, das zunächst auf das Bistum bezogen ist, sehr stark und rasch in einer intensiven Theologie und Praxis der Gemeinde konkretisiert. In der Fortsetzung eines früheren grundsätzlichen Beitrags<sup>1</sup> sollen im folgenden die seither sichtbar gewordenen Grenzen der neuen Gemeindeftheologie zur Sprache kommen und einige drängende Strukturprobleme heutiger Gemeindefwirklichkeit erörtert werden<sup>2</sup>. Eine erste Anknüpfung bieten die Ergebnisse der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland.

Der deutlichste, wichtigste und schönste Text findet sich in dem Beschluß »Die pastoralen Dienste in der Gemeinde«. Dort heißt es in 2.3.2 im Sinne einer Definition, um die lange gerungen worden ist und die das Wesentliche zusammenfaßt: »Die Gemeinde ist an einem bestimmten Ort oder innerhalb eines bestimmten Personenkreises die durch Wort und Sakrament begründete, durch den Dienst des Amtes geeinte und geleitete, zur Verherrlichung Gottes und zum Dienst an den Menschen berufene Gemeinschaft derer, die in Einheit mit der Gesamtkirche an Jesus Christus glauben und das durch ihn geschenkte Heil bezeugen. Durch die eine Taufe (vgl. 1 Kor 12, 13) und durch die gemeinsame Teilhabe an dem einen Tisch des Herrn (vgl. 1 Kor 10, 16 f.) ist sie ein Leib in Jesus Christus.« Dieses Verständnis von Gemeinde ermöglicht einerseits mehrere Gemeindeformen und Substrukturen. Es wehrt andererseits einem Zerfall der Gemeinde in Kleingruppen oder einer partikulären Bestimmung der Zielsetzung von Gemeindefaktivitäten. Freiere

---

<sup>1</sup> Vgl. K. Lehmann, Was ist eine christliche Gemeinde? Theologische Grundstrukturen. In dieser Zeitschrift 6/72, S. 481–497.

<sup>2</sup> Die wichtigste Literatur ist in dem eben genannten Aufsatz bis 1972 verzeichnet. Danach ist besonders zu nennen: Chr. Bäumler, Gemeindefaufbau, In: F. Klostermann/R. Zerfaß (Hrsg.), Praktische Theologie heute. München/Mainz 1974, S. 417–429; F. Klostermann, Gemeinde — Kirche der Zukunft. Thesen, Dienste, Modelle. Freiburg i. Br. 1974, 2 Bde; Lebendiges Zeugnis 30. 1975, H 1 »Lebendige Gemeinde«; W. Beinert, Dogmenhistorische Anmerkungen zum Begriff »Partikularkirche«. In: Theologie und Philosophie 50. 1975, S. 38–69; Lebendige Seelsorge 27. 1976, H. 5 »Zur Pastoral der Gemeinde«; Evangelische Theologie 36. 1976, H. 4 »Gemeindefarbeit«; F. Klostermann, Kirche — Ereignis und Institution. Überlegungen zur Herrschafts- und Institutionsproblematik. Wien 1976; Vom Geheimnis der Gemeinde. Eine Handreichung zum Glaubensgespräch. Angenommen von der Generalsynode der Niederländischen Reformierten Kirche auf ihrer Tagung am 18. Juni 1974. Gütersloh 1976.

Gruppierungen, die dem Aufbau und dem Wachstum der Gemeinde dienen, haben eine wichtige Funktion, sind aber nicht »Gemeinde« im strengen Sinn des Wortes.

In einer ganzen Reihe von Beschlüssen der Gemeinsamen Synode wird die Gemeinde als Trägerin und als entscheidendes Bewährungsfeld vieler bedeutender pastoraler Vollzüge gesehen (Verkündigung, Gottesdienst, Sakramente, Pastorale Dienste, Katechetisches Wirken der Kirche), selbstverständlich unter Wahrung spezifischer Vollmachten des Amtes und einzelner Dienste<sup>3</sup>. Kirchliche Kommunikation ist ohne Beteiligung am gemeindlichen Leben faktisch kaum möglich. Dies hat manchmal dazu geführt, das Modell von Gemeinde ganz oder fast ausschließlich im Anhalt an personal erfahrbare Kommunikationsstrukturen zu entwickeln. Nur kleine, einigermaßen homogene Gruppen – das war doch eine Konsequenz, die gelegentlich sichtbar wurde – würden dann den Vollbegriff von Gemeinde erfüllen. Solche Konzeptionen konnten sich nicht durchsetzen. Vielmehr wurde ein Gemeindeverständnis angenommen, das kommunikativ-personale *und* institutionelle Elemente in sich einbegreift.

Die Anforderung der Gemeinsamen Synode an die Gemeinden von diesen Texten her ist enorm und bedeutet für viele eine funktionale Überforderung, die leicht zur Resignation und zum Verlöschen wichtiger Impulse führen könnte. Der Abstand zwischen der konkreten Realität unserer Gemeinden und den synodalen Beschlüssen zum Gemeindeverständnis ist zum Teil ganz erheblich. Wird dieser Unterschied nicht gesehen, setzen die Erneuerungen an der falschen Stelle an.

### *1. Gefahren in Theorie und Praxis der heutigen Gemeindeftheologie*

Nicht zuletzt die synodale Diskussion hat gezeigt, wo in der neueren Gemeindeftheologie Einseitigkeiten und Gefahren verborgen sind. Vielleicht sind diese nicht so zur Sprache gekommen, wie es notwendig war. In den Texten konnten zwar extreme Tendenzen abgewiesen werden, gleichwohl sind sie damit noch nicht gebannt. Mit bewußt deutlichen Formulierungen sollen vor allem drei Gesichtspunkte angesprochen werden.

1. In der Tat gibt es in manchen Konzeptionen der Gemeindefkirche idealistisch-überzogene und rigoristisch-elitäre Züge. Dies gilt besonders für jene Positionen, welche »Gemeindefkirche« und »Entscheidungskirche« gegen die sogenannte »Volkskirche« stellen. Nur noch Vollchristen und Überzeugte,

<sup>3</sup> Zu den wichtigsten Stellen vgl. das Register unter den Stichworten »Gemeinde« und »Pfarrei« in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe I. Freiburg i. Br. 1976, S. 921 und 924.

Engagierte und Freiwillige sind dabei. Keiner darf streckenweise passiv oder in einer gewissen Distanz bleiben. Alle sind brüderlich miteinander verbunden. Jeder kennt jeden, jeder spricht mit und ist für das Ganze verantwortlich. Wer nicht voll mitmacht, gehört nicht dazu. Darum haben die Lauen, Halbherzigen und Distanzierten faktisch in einer solchen Kirche kaum einen Platz. Es ist dann kein Wunder, wenn nach innen außerordentlich hohe und strenge Verhaltensnormen aufgestellt werden. Immer wieder droht die Gefahr, daß sich solche Gemeinden unmittelbar und ausschließlich als *der* Ort des Heils erfahren. Darum ist auch der Weg zu einer elitären Selbstüberschätzung, nämlich die Vorhut des Glaubens auf dem Weg in die Zukunft der Kirche zu sein, nicht weit, ebenso übrigens wie das gelegentliche Elitebewußtsein hinter dem schillernd ausgelegten Wort von der »kleinen Herde«.

Die verheerenden Folgen einer solchen Konzeption brauchen hier nicht geschildert zu werden. Dafür sei auf einen Artikel von Hans Schilling hingewiesen, wo mit scharfen, vielleicht nicht immer ganz treffsicheren, aber unlegbar notwendigen Thesen diese offenen Fragen bloßgelegt werden<sup>4</sup>. Der Beitrag H. Schillings hat im selben Jahrgang der Zeitschrift »Diakonia« eine Fülle von Reaktionen ausgelöst.

2. Würde man dieses Prinzip zum alleinigen Gestaltungsgrundsatz der Gemeinde machen, dann drohte die Gemeindekirche zu einer gettohaften Größe oder gar zu einer Sekte zu werden. Doch gilt dies nicht nur für einige Extremformen der Theorie der »Freiwilligkeitskirche«, wie sie sich nennt, sondern dahinter zeigt sich eine Anfrage an alle theologischen Entwürfe von Gemeinde heute. Vielleicht kann man dies am besten am Zusammenhang von Säkularisierungsprozeß und Gemeindeftheologie aufzeigen. Säkularisierung bedeutet den Schwund religiöser Autorität im sozialen Verhalten der Gesellschaft. Religion scheint sich auf einen partikulären und gleichsam provinziellen Sinnbereich des religiösen Verhaltens zu beschränken. In einer solchen Situation kann eine unbesehene Überdehnung und Ausweitung des »gemeindefkirchlichen« Charakters für den christlichen Glauben verhängnisvoll werden. Dies gilt nicht nur in dem Sinne, daß die Kirchengemeinden auf den Bestand kleiner Kerngemeinden schrumpfen. Vielmehr kann die Konzentration auf die gemeindefliche Wirklichkeit allein auch eine höchst bedenkliche Introvertiertheit mit sich bringen, indem man sich fast nur noch religiösen oder gemeindeflichen Binnenproblemen zuwendet. Die Säkularisierung bringt ja zunächst außerhalb des engeren Gemeindebereichs einen unbestreitbaren Verlust der gesellschaftsintegrierenden, sinnstiftenden Funktion der Religion. Gibt man dieser Tendenz einfach nach, dann kann eine fatale Abwendung von sozialen, gesellschaftlichen und politischen, aber auch pastoralen Aufgaben die Folge sein. Eine überzogene Gemeindeftheologie, die sich nicht

<sup>4</sup> Kritische Thesen zur Gemeindekirche. In: Diakonia 6. 1975, S. 78–99.

genügend mit ihren Motiven auseinandersetzt, kann auf ihrer Ebene ungewollt die vielbeklagte Emigration der Kirche aus der Gesellschaft fördern. Die Diasporasituation der Kirche fordert möglichst *lebendige* Gemeinden, jedoch gerade nicht unter Preisgabe ihrer Verantwortung im gesellschaftlichen Umfeld. Diese Gefahren sollen an ganz konkreten Problemen aufgezeigt werden, die heute meines Erachtens auf der Hand liegen.

Ein fataler Rückzug der christlichen Gemeinde aus der gesellschaftlichen Verantwortung zeigt sich vielerorts im Blick auf die Schulprobleme. Es zeugt von einer verhängnisvollen Binnenorientierung, wenn man zum Beispiel angesichts der Schwierigkeiten der heutigen Schule vor dem Religionsunterricht kapitulieren möchte und die Gemeindekatechese fast zu einer Art Ersatz dafür macht. Hier zeichnet sich oft eine Flucht vor der Verantwortung in der heutigen Schule und auch vor pastoralen Chancen ab; denn in den Schulen werden zweifellos immer noch viele Kinder und damit indirekt auch Familien ansprechbar, die sonst kaum zu erreichen sind<sup>5</sup>.

Ein weiteres Phänomen scheint sich im relativ geringen Stellenwert der sozialen Bildung und der Sorge um die Arbeitswelt anzuzeigen. Es ist unchristlich, elitäre Gemeindekonzepte nach innen auszudenken und die Welt immer mehr »säkularen« Kräfte preiszugeben. Der Bestand der Kirche hängt heute nicht zuerst von der Pflege des sozialen Innenraums der Kirche ab, sondern vor allem von der Dynamik, welche die Glieder der Kirche, bestärkt durch den Glauben und den Gottesdienst inmitten der Gemeinde, nach außen in die nichtchristliche Welt hinein entfalten<sup>6</sup>. Die neue Gemeintheologie darf nicht zum verlängerten Arm einer gefälligen oder anklagenden Selbstbetrachtung der Kirche (»Nabelschau«) werden, welche sie im gesellschaftlichen Raum schon länger lähmt. Gewiß stört das Aufdecken und Beachten der Schnittstellen von Gesellschaft und Gemeinde bis zu einem gewissen Grad die relativ ruhigen Bahnen der pastoralen Praxis, aber der Preis der Unterlassung wäre zu hoch: »Manche Gruppen neigen heute dazu, sich in der allgemeinen Auflösung des festen Baues der Pfarrei in einer Art Rückzug auf das innere Gemeindeleben von der Außenwelt abzuschließen; ihre in mannigfachen Vereinen und Organisationen praktizierte Tätigkeit spiegelt oft genug eine heile Welt vor, die der Wirklichkeit der heutigen Pfarrei nicht mehr entspricht, ja diese Wirklichkeit verdeckt, so daß sie nicht in das Bewußtsein aller Pfarrangehörigen dringen kann.«<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Vgl. dazu A. Exeler, Religionslehrer und Gemeinde. In: Lebendige Seelsorge 27. 1976, S. 210–217 (vgl. im selben Heft auch die Beiträge von A. Assel, G. Stachel, J. Müller und H. R. Laurien); A. Exeler (Hrsg.), Umstrittenes Lehrfach: Religion. Düsseldorf 1976; G. Baudler (Hrsg.), Erneuerung der Kirche durch Katechese. Zum Synodenpapier »Das katechetische Wirken der Kirche«. Düsseldorf 1975.

<sup>6</sup> Vgl. den in Anm. 1 genannten Artikel »Was ist eine christliche Gemeinde?«, S. 485 f.

<sup>7</sup> H. Maier, in: J. Höffner/H. Maier, Kirche in Gemeinde und Welt, hrsg. Presseamt des Erzbistums Köln. Köln 1975 (= Sonderdruck Nr. 34), S. 22.

3. Die gemeindefkirchliche Konzeption brachte im Lauf der letzten Jahre noch eine weitere Versuchung, die erwähnt werden muß: eine Verminderung des Bezugs der Einzelgemeinde zur Gesamtwirklichkeit der Kirche. Die Entdeckung der Gemeinde als eigener Wirklichkeit hat gelegentlich bei einigen Pfarrern, vielleicht noch mehr bei manchen Laien, gleichsam als Nebeneffekt eine Autonomiestellung der einzelnen Gemeinde begünstigt, die man – mindestens dem Geist nach – als »unkatholisch« bezeichnen muß. Dazu gehören alle jene Besonderheiten und Eigenheiten, die nicht den Reichtum der Gemeinden aufeinander hin und füreinander aufschließen, sondern zu isolierender Abkapselung führen. Katholischen und weltkirchlichen Charakter hat man noch nicht, wenn man für »Adveniat«, »Misereor« und »Missio« sammelt (so unentbehrlich dies ist!). Das katholische Kirchenverständnis baut sich nicht ausschließlich »von unten«, das heißt von der Einzelgemeinde her auf und verschließt sich nicht autark und autonom in der jeweiligen Gemeindefwirklichkeit. Man ist doch manchmal betroffen über Mentalitäten von Pfarrern und Laien, die ihren Gemeindefmastab in einer Weise absolut setzen, daß sie das Grundgesetz der »communio ecclesiarum« verletzen. Dies erfolgt meist unter Berufung auf die »Basis«, die »von oben« her kein Verständnis erfahre und sich darum selbst ihren Weg bahnen müsse. Diese Auskunft enthält sicher ein Bündel von Problemen, das hier nicht besprochen werden kann. Falsch ist aber sicher eine Lösung, welche eine Autarkie von Gemeinde suggeriert, die sich fern von Rom und auch weit von der Bischofskirche wähnt. Es wäre jedoch entsetzlich, wenn wir Katholiken gerade in dem Augenblick, in dem wir eine tiefere, weitgreifendere und größere Öffnung der Einzelgemeinden aufeinanderhin lebensnotwendig brauchen (und zwar in der Weltkirche wie auch in der Diözese und in den Dekanaten), Tendenzen zu einer solchen Selbstabkapselung fördern würden.

Alle drei Gefährdungen scheinen von einer falschen Prämisse auszugehen, die letztlich theologische Wurzeln hat. *Kirche ist nicht nur Gemeinde, so sehr Kirche von Anfang an Gemeinde ist.* Eine Kirche, die sich auf das Gemeindefsein beschränkte, würde der missionarischen Kraft des Evangeliums nicht gerecht werden, in allen Dimensionen des Menschseins wirksam werden zu wollen.

## II. Der Stellenwert der Ortskirche (Territorialpfarrei)

Es bedarf keines Beweises, daß sich die christliche Gemeinde nicht an ein für allemal und fix vorgegebene Strukturen gebunden weit. Bevor die Kirche einen umfassenden Offentlichkeitscharakter in der Zeit Konstantins bekam, versammelte sie sich, wie wir in der Apostelgeschichte und anderswo lesen können, in den Häusern und lebte aus solchen »Hausgemeinden« (1 Kor 16,

19; Röm 16, 5; Kol 4, 15). Auch heute bricht wiederum stärker die Erfahrung durch, daß die christliche Bruderschaft in kleinen Gruppen aktiver und lebendiger vollzogen werden muß, wenn sie über den Einzelnen hinaus wirksam werden will. Je mehr Anonymität und Fremdheit die Öffentlichkeit und auch die Erscheinungsweise unserer großen Pfarreien prägen, um so notwendiger wird die Strukturierung der menschlichen Lebensräume in kleinere, überschaubare Gemeinschaften, die von unten regenerativ das Gefüge der Pfarreibezirke durchbrechen.

Für diese Verlebendigung der Pfarreien durch Substrukturierungen wird im internationalen und auch im deutschsprachigen Bereich das Wort »Basisgemeinden« gebraucht. Es ist vieldeutig und dadurch auch mißverständlich. Der Begriff spielte auch bei der Römischen Bischofssynode 1974 eine wichtige Rolle<sup>8</sup>. Bekanntlich hat diese Bischofssynode selbst kein Schlußdokument zustandegebracht. Papst Paul VI. hat dann später in seinem noch zu wenig bekannt gewordenen Apostolischen Schreiben über die Evangelisierung in der Welt von heute vom 8. 12. 1975 aus den ihm übergebenen Materialien einige wichtige Ergebnisse formuliert<sup>9</sup>. Darunter findet sich auch folgender wichtiger Text über die »Basisgemeinden«, der in vollem Wortlaut zitiert werden soll: »Den verschiedenen Äußerungen bei der Bischofssynode zufolge entstehen sie [die Basisgemeinden] heute fast überall in der Kirche. Doch bestehen zwischen den einzelnen Gemeinschaften große Unterschiede, nicht nur von Region zu Region, sondern sogar innerhalb ein und derselben Region. In manchen Gebieten entstehen und entfalten sie sich ausnahmslos innerhalb der Kirche, eng an ihrem Leben teilnehmend, gestärkt durch ihre Unterweisung und ihren Hirten verbunden. In diesen Fällen entstehen sie aus dem Bedürfnis heraus, das Leben der Kirche noch intensiver zu leben oder aus dem Wunsch und dem Suchen nach einer persönlicheren Atmosphäre, die die großen Gemeinden nur schwer bieten können, zumal in den heutigen Großstädten mit ihrer steigenden Tendenz zu einem anonymen Leben in der Masse. Ansetzend bei einer kleinen soziologischen Gemeinschaft, einem Dorf oder etwas anderem, können sie je nach ihrer Art ganz einfach weiterbauen auf der geistigen und religiösen Ebene, Liturgie, Vertiefung des Glaubens, brüderlicher Liebe, Gebet, Verbindung mit den Seelsorgern. Oder sie wollen, um das Wort Gottes zu hören und zu meditieren, die Sakramente zu empfangen oder die Agape zu feiern, Gruppen versammeln, die nach Alter, Bildung, Stand oder sozialer Lage in sich einheitlich sind, etwa

<sup>8</sup> Vgl. dazu R. J. Kleiner, Die IV. Römische Bischofssynode zum Thema »Basisgruppen«. In: Theologisch-praktische Quartalschrift 123. 1975, S. 40–49; Ph. Warnier, Le phénomène des communautés de base. O. O. (Desclée De Brouwer) 1973; R. Metz/J. Schlick (Hrsg.), Die Spontangruppen in der Kirche. Aschaffenburg 1971 (= Kirche für morgen 2).

<sup>9</sup> Zitiert wird nach der Ausgabe des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz: Apostolisches Schreiben »Evangelii nuntiandi«. Bonn 1976 (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 2), S. 44.

Ehepaare, Jugendliche, bestimmte Berufsgruppen und so weiter, oder Menschen, die im Leben ohnehin schon einander verbunden sind im Kampf für die Gerechtigkeit, in der brüderlichen Hilfe für die Armen und der Förderung des Menschen, oder sie versammeln die Gläubigen dort, wo der Mangel an Priestern ein normales Gemeindeleben nicht zuläßt. Alles dies gilt für die kleinen Gemeinschaften innerhalb der Kirche, vor allem der Ortskirchen und der Pfarreien.« – Was hier formuliert wurde, bedarf nun der Anwendung auf unsere Strukturen.

Ohne Zweifel hat die Ortsgemeinde einen Funktionsverlust erlitten. Sie ist nicht mehr die selbstverständliche Ebene, in der sich fast das gesamte Leben der Menschen abspielt. Der Lebensraum ist umfassender geworden. Die Bereiche der Arbeit, Kultur und Politik werden von der Ortsgemeinde sehr oft gar nicht mehr erreicht. Die ehemals fast geschlossene Lebensgemeinschaft ist durch viele Differenzierungen aufgeteilt. Die Ortsgemeinde wird für viele zum reinen Wohnort. Die hochgradige Berufs- und Umzugsmobilität gefährden das Wachsen sozialer Kontakte. Das steigende Anonymitätsbedürfnis der Menschen als eine notwendige Form des Selbstschutzes gegenüber gesellschaftlichen Zwängen erleichtert nicht die menschlichen Begegnungsmöglichkeiten. Es wäre leicht, diesen sogenannten Funktionsverlust der Ortsgemeinde ausführlicher zu beschreiben. Ohne Frage hat sich eine Vielzahl von Lebensvorgängen in größere Daseinsräume verlagert. Dennoch wird heute in einem oft überraschenden Ausmaß die Chance der Ortsgemeinden übersehen. Die Territorialpfarrei erscheint in nicht wenigen Abhandlungen als der pastorale Sündenbock schlechthin. Die folgenden Einzelbeobachtungen möchten darum etwas zur Funktion und zur bleibenden Bedeutung der Ortskirche, zugleich aber auch zu ihrem Funktionswandel sagen. Funktionsverlust bisheriger Positionen bedeutet ja nicht einfach schlechthin Verlust, weil es auch Wandlungen von Aufgaben gibt<sup>10</sup>.

1. Auch wenn man einen Funktionsverlust der Ortsgemeinde einräumt, darf man den elementaren Zusammenhang (»Interdependenz«) von Religion und sozialer Situation bei den noch verbleibenden Funktionen der Territorialgemeinde nicht unterschätzen. Mancher utopiefreudige Reformismus verkennt in idealistischer Mißachtung dieser Verflechtung auch die Chancen der Ortsgemeinde, und zwar sowohl in soziologischer wie auch in theologischer Hinsicht.

Der Ort, an dem man zu Hause ist, bleibt als »Wohnwelt« ein umfassendes Feld primärer Kontakte, die auf der Basis von gegenseitigem Bekanntsein, persönlicher Begegnung, Vertrauen, Zuwendung oder Stützung beruhen. Auch in der atomisierten, vielfältigen Rollenexistenz des heutigen Menschen bildet die Wohnwelt vermutlich doch noch den Schwerpunkt oder wenigstens

<sup>10</sup> Vgl. zum folgenden G. Kugler, Zwischen Resignation und Utopie. Die Chancen der Ortsgemeinde. Gütersloh 1971, S. 17 ff.

einen sehr entscheidenden Schwerpunkt seines Lebens: »Hier hat er sein Heim, hier führt er seine Ehe, hier erzieht er, wenigstens in den ersten Jahren, seine Kinder, hier hat er einen Teil seiner nachbarschaftlichen Kontakte, hier verbringt er einen guten Teil seiner freien Zeit. Will die Kirche den Menschen in seiner Wirklichkeit finden, dann kann sie schlechterdings nicht darauf verzichten, ihn zuerst und zuletzt in dieser Wohnwelt zu suchen und zu besuchen.«<sup>11</sup> Es scheint grotesk zu sein, daß man in einem Augenblick, wo man stärker mit den sogenannten Humanwissenschaften und nicht zuletzt auch mit der Soziologie ins Gespräch zu kommen sucht, an dieser Stelle in einer solchen Weise soziale Bindungen unterschätzt und geradezu mißachtet, wobei die Soziologen wieder zur Korrektur auffordern.

2. Der Funktionsverlust der Ortsgemeinde ist nicht zu bestreiten. Es gibt eine tiefe Auszehrung ihrer überlieferten Funktionen. Es sind nicht mehr alle Lebensäußerungen des Einzelnen und der Gesellschaft in sie eingebettet, aber in dieser Veränderung ist nicht bloß auf den Verlust, sondern auch auf den Funktionswandel zu sehen. Wenn der Handlungsspielraum der kirchlichen Arbeit weiträumiger wird und über die einzelne Lokalgemeinde hinaus den örtlichen Nahbereich, also benachbarte Einzelgemeinden, in partnerschaftlicher Zusammenarbeit einbezieht, dann behält die Ortsgemeinde zwischen den spontanen und mobilen Kleingruppen (vgl. unten III.) und den größeren zwischenpfarrlichen Organisationen (vgl. unten IV.) ihren unvertauschbaren Platz als entscheidender Knotenpunkt und als wichtige *Basis* für weitgreifende Aktivitäten und breitgefächerte Angebote. Auch wenn die Grenzen der pfarrlichen Möglichkeiten heute überdeutlich geworden sind – im Gegensatz etwa zur traditionellen Pfarrei mit ihrer ungeheuren Reichweite und Wirkkraft –, so wäre es doch ein schwerer Fehler, diesen zentralen Aktionsraum und seine Chancen leichtfertig oder mutwillig zu gefährden oder gar zu zerstören<sup>12</sup>.

3. Die Ortsgemeinde hat im Gefolge des sozialen Wandels vielleicht nicht mehr Industriebetriebe, Schulen mannigfacher Art und Ausbildungsstätten in ihrem Bereich. Manche Wirklichkeit der modernen Welt, die sehr bestimmend geworden ist, mag nicht oder nicht mehr zu ihrer Lebenswelt gehören. Dafür gibt es oft aus dem Rampenlicht der Öffentlichkeit verdrängte soziale Realitäten der Industriegesellschaft, für welche die Ortsgemeinde eine neue Aufgabe hat. Die Wohnortsgemeinde etwa am Rand unserer Städte, aber auch in den Dörfern vor den Städten, ist zum großen Teil der Bereich, in dem die sogenannten immobilien Gruppen, die Problemgruppen unserer Gesellschaft ihr Dasein fristeten. Bei der starken Betonung von menschlicher Produktivi-

<sup>11</sup> E. Lange, Chancen des Alltags. Stuttgart/Gelnhausen 1965 (= Handbücherei des Christen in der Welt 8), S. 291.

<sup>12</sup> Dazu E. Roessler/K. Dienst (Hrsg.), Die Ortsgemeinde im Nachbarschaftsbezirk. München 1971.

tät und Leistung bleiben alte Menschen, junge Ehefrauen, »grüne Witwen«, Kinder, Kranke, Jugendliche zwischen Kindheit und Reife, physisch und psychisch Geschädigte in der Ortsgemeinde zurück. Einseitig, aber drastisch hat der evangelische Theologe Ernst Lange vor einigen Jahren die Ortsgemeinde in dieser Hinsicht »ein Ensemble der Opfer der Zeit«<sup>13</sup> genannt. Sich dieser Menschen in besonderer Weise anzunehmen, heißt für die Ortsgemeinde neue Chancen wahrnehmen. Es kommt dabei nicht »nur« darauf an, sie durch diakonische Hilfen und barmherzige Samariterdienste zu unterstützen, vielmehr wiegt die grundsätzliche Erkenntnis, daß die Kirche in der bleibenden, wenn auch funktional zum Teil anders orientierten Grundgestalt der Ortsgemeinde hier durch die negative Kehrseite der Leistungsgesellschaft eminent herausgefordert wird. Einzelne wirksame Hilfen kann die Ortsgemeinde in besonders schwierigen Fällen – zum Beispiel Suchtgefährdete, Eheberatung und so weiter – ohnehin nicht mehr aus sich allein leisten. Entscheidend ist hier die christliche Präsenz der Kirche als solcher am Ort.

Freilich darf die positive Deutung dieses Funktionswandels der Ortsgemeinde die tiefgreifenden Veränderungen nicht übersehen, die diese sich gefallen lassen muß, und sie darf nicht zu einem resignativen Ideal von Kirche mit Alibifunktion gegenüber den Lebensbereichen führen, zu denen der Zugang von seiten der Kirche viel schwieriger ist und wo andere (nichtpfarrliche) Arbeitsformen und Strukturen am Platze sind. Unter dieser Voraussetzung hat die Ortsgemeinde an dieser Stelle einen Auftrag, der gar nicht an irgendeine andere Struktur delegiert werden kann. Es ist fast furchterregend, in wie unreflektierter Weise heute oft die Gemeinde mit Kritik überschüttet und diffamiert wird, nur weil in ihrem durchschnittlichen und alltäglichen Erscheinungsbild alte Menschen, Kinder und nichtberufstätige Frauen vorherrschen. Eine solche Ortsgemeinde darf zwar allein nicht Leitbild von Kirche werden. Aber ist die Kirche nicht schon oft angeklagt worden, sie hätte jene, die im Schlagschatten der Erfolge der industriellen Revolution leben, vergessen? Zu diesen Veränderungen der Ortsgemeinde gehört also ein Zweifaches, nämlich die Erweiterung des pastoralen Aktionsraumes über die einzelnen Gemeindegrenzen hinaus im Sinne einer zwischenpfarrlichen Organisation *und* die stärkere Strukturierung der Pfarrei durch kleinere Gemeinschaften, Gruppen, Gesprächskreise und so weiter. Ausgeklammert werden hier überörtliche Arbeitsformen und nichtpfarrliche Handlungsebenen, welche im Bereich der Region, des Dekanats und der Diözese aufgebaut werden. Sie gehören unabdingbar zum Gesamtkonzept der pastoralen Aktivität der Kirche und in die Verflechtung gemeindlicher Arbeit<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> E. Lange, Chancen des Alltags. S. 295 ff.

<sup>14</sup> Vgl. dazu den Beschluß der Gemeinsamen Synode »Rahmenordnung für die pastoralen Strukturen und für die Leitung und Verwaltung der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland«. A. a. O., S. 688 ff.

Es ist keine Frage, daß aufgrund der dargelegten Funktionswandlungen der Ortsgemeinde die reellen Möglichkeiten des ortsgemeindlichen Dienstes heute eingeengt sind. Zwar sind vielleicht von der früheren »geschlossenen« Pfarrstruktur her entsprechende Erwartungen lebendig, aber der einzelne Pfarrer wird dadurch auch faktisch überfordert. Zu viele Tätigkeitsbereiche und Erfahrungsfelder liegen für einen Großteil der in einer Ortsgemeinde Wohnenden längst irgendwo außerhalb: Arbeit und Beruf, Einkauf und Verkauf, Unterricht auf vielen Stufen (einschließlich der Erwachsenenbildung), Konsum und Freizeit, ja oft Geburt, Hochzeit und Tod; Krankenhäuser und Friedhöfe haben oft keine unmittelbare Nähe mehr zur Pfarrei. Dazu kommen noch die von einer Ortsbeziehung weitgehend losgelösten Massenkommunikationsmittel, die gleichsam alle Wände und Mauern durchlässig machen. Verkehrszentren und Verwaltungsinstanzen liegen nicht selten außerhalb der Lokalgemeinde. Dies zeigt, bis zu welchem Ausmaß unsere Gemeindestrukturen im Wandel begriffen sind<sup>15</sup>. Daraus ergibt sich eine doppelte Konsequenz. Einmal darf man die Anforderungen an die einzelne Gemeinde nicht übersteigern. Es ist vielleicht ganz gut, wenn angesichts dieser Situation die bestehenden Erwartungen etwas gedämpft werden und dadurch das *Entscheidende*, woraus eine Gemeinde lebt<sup>16</sup>, sehr viel stärker wieder hervorkommt. Die vernünftige Selbstbescheidung der gemeindlichen Wirkmöglichkeiten erlaubt eine Konzentration auf die entscheidenden Aufgaben. Andere Aufgaben (z. B. Sozialstation) können eben nur durch Arbeitsteilung innerhalb einer größeren zwischenpfarrlichen Organisationsebene sinnvoll erfüllt werden, was eine lebendige Form zwischengemeindlicher Nachbarschaft zur Voraussetzung hat. Auf der anderen Seite muß klar sein, daß es absolut undelegierbare zentrale Aufgaben der konkreten Einzelgemeinde gibt, so klein sie sein mag, die ihr von nirgendwoher abgenommen werden können oder gar dürfen.

### *III. Notwendigkeit und Kriterien einer Strukturierung der Gemeinden*

Damit kommen wir zum Thema Substrukturierung und Gruppierung der konkreten Ortsgemeinde. Mit Recht wird heute oft gefordert (vgl. auch das oben angeführte Zitat von Paul VI.), daß die großen Pfarreien wegen ihrer Größe, Unübersichtlichkeit und Anonymität unterstrukturiert sein sollten

<sup>15</sup> Grundsätzlich dazu R. König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung IV. Komplexe Forschungssätze. Stuttgart 1974 (= dtv. WR 4239), S. 117 ff. (Lit.); D. Kappe/T. Knapstein/M. Schulte-Altendorneburg, Grundformen der Gemeinde. Großstadt und Dorf. Opladen 1975 (Lit.). H. P. Bahrdt, Die moderne Großstadt. Hamburg 1971.

<sup>16</sup> Vgl. Was ist eine christliche Gemeinde? S. 489—496.

durch lebendige, stärker spontan bestimmte, aktive, bewegliche Gruppen und Gemeinschaften. Man hat nun, wie schon eingangs erwähnt, diese Substrukturen der Pfarrei als »Gemeinde« im vollen Sinn bezeichnet und somit einen unheilvollen Gegensatz zwischen der Pfarrei als der mehr rechtlich verfaßten untersten Einheit der Pastoral und den mehr charismatisch lebendigen Kleingruppen aufgerissen<sup>17</sup>. Die Diskussion über Ideen dieser Art ist auch auf der Gemeinsamen Synode zum Teil emotional geführt worden. Bis heute steht eine ausgewogene Beurteilung des angezielten, aber eigentlich nicht klar formulierten Phänomens noch aus. Jedoch läßt sich folgendes zusammenfassend dazu sagen:

1. Es darf nicht geleugnet werden, daß sich die Position des günstigsten Ortes der Glaubensvermittlung mit den Einschränkungen, die vorhin gemacht wurden, ein Stück weit verlagert hat: Familie, Familienkreise, Gesprächsgruppen, vielleicht auch zum Teil noch räumlich mitstrukturiert (z. B. Wohnviertel), sind wesentliche Substrukturen der heutigen Pfarreien. Das Bedürfnis nach überschaubaren, erfahrbaren und gemeinsam überzeugten Gemeinschaften ist durchaus verständlich und legitim. Wer diese Chancen nüchtern kennt, wird freilich jeden Enthusiasmus über allzu hoch gesteckte Ziele skeptisch betrachten.

2. In seiner Weise kennt auch das Neue Testament die Häuslichkeit als Struktur christlichen Lebens. Die Geschichte der Bruderschaften, Zünfte, Gilden und so weiter zeigt, daß sich durch den Beruf, das Milieu und die Lebenssituation eine spezifische Spiritualität und vielleicht sogar gemeinsame Lebensformen bilden lassen. Der Mensch ist nicht bloß das Gemeinschaftswesen der örtlichen Nachbarschaft, sondern auch eines bestimmten Alters, eines gleichen Schicksals, derselben Aufgaben im Beruf und derselben Ziele in der Freizeit.

3. Es ist problematisch, solche Erweckungs-, Lebens- und Aktionsgemeinschaften Gemeinden im Vollsinn zu nennen<sup>18</sup>. Die Schaffung solcher lebendiger Zellen wird zwar heute ein Hauptanliegen pastoraler Zielsetzung sein. Aber damit ist noch nicht entschieden, daß diese kleinen Gruppen zugleich die organisatorische Struktur von Gemeinde und den Gemeindeaufbau bestimmen. Es braucht gar nicht bestritten zu werden, daß in einer solchen vom Glauben getragenen Gemeinschaft die geistgewirkte Gegenwart des Herrn zur Wirksamkeit kommt (vgl. Mt 18, 18). Aber es wird problematisch, wenn eine solche Kleingruppe mit *allen* Merkmalen einer gesellschaftlichen Primärgruppe ausgestattet wird. Denn manche Dimensionen des sozialen Gebildes Kirche sind in einer solchen Gruppe nicht ausreichend gewährleistet:

<sup>17</sup> Zum folgenden vgl. L. Roos, »Volkskirche« oder »Gemeindekirche«? In: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 15. 1974, S. 9–32 (Lit.); W. Kasper, Elemente einer Theologie der Gemeinde. In: Lebendige Seelsorge 27. 1976, S. 289–298.

<sup>18</sup> Dazu L. Roos, a. a. O., S. 27 ff.

– Eine solche Gruppe ist von der Tendenz geprägt, nur von einer spontanen, in ihrer dynamischen Richtung oft unbestimmten und informellen Selbstorientierung auszugehen. Sie ist nicht unmittelbar der Ort, wo die *ständige* Sendung der Gemeinde Jesu Christi im Vollzug gewährleistet wird. Die unverfaßte und kaum strukturierte »Organisation« bietet wenig Aussicht auch nur auf ein Minimum kontinuierlicher Identität, wie sie dem Auftrag Jesu Christi an seine Gemeinde zu eigen ist.

– Die Bildung der Kleingruppe weitgehend aus Mitgliedern desselben Milieus, derselben Gesinnung, derselben Bildungs- oder Sozialschicht bringt die Gefahr geschlossener Deutungssysteme mit sich, die sich unter Umständen von der übrigen Gemeinde absondern. Eine solche konventikelhafte oder sektenhafte Mentalität kann zugleich einen Verlust an missionarischer Kraft und den Anfang eines provozierten Ausschlusses aus der Gesamtgesellschaft bedeuten.

– Wenn eine solche Gruppe sich nicht selbst in eine umfassendere Gemeinde hinein transzendiert und sich in die größere Glaubensgemeinschaft hinein aufschließt, wird sie in einer gewissen Konsequenz auch die universal-konkrete Bruderschaft des christlichen Glaubens verletzen. In einer größeren Gemeinde kann der Christ nicht nur »Gesinnungsgenossen« begegnen, sondern er findet – unberechenbar und fast gegen seinen Willen – Menschen anderer beruflicher, sozialer und kultureller Schichten, anderer Lebensweisen und anderer Formen des Glaubenszeugnisses als seine unerwarteten »Nächsten«. Die Übernahme auch territorialer Strukturelemente im Aufbau der christlichen Gemeinde hindert den Menschen ein Stück weit, sich seinen Nachbarn nur unter seinesgleichen auszusuchen. Auch darin kann eine heilsame und gut christliche Herausforderung der Lokalgemeinde liegen, wenn sie als positive Chance ergriffen und genutzt wird. Man denke nur an die Isolierung, in der heute viele auch in kleinen Dörfern, vor allem in Neusiedlungen, leben.

– Die Kleingruppe bleibt auch in der Gefahr, mit ihren begrenzten Interessen und eingeschränkten Perspektiven die umfassende Zielsetzung der christlichen Gemeinde, ihre große Aufgabe in Verkündigung, Gottesdienst-Sakramentspendung und Caritas<sup>19</sup> aus den Augen zu verlieren. Gerade dadurch aber verwirkt sie den Anspruch, Gemeinde im ursprünglichen Sinne zu sein.

– Etwas ähnliches resultiert aus der mangelnden Verbindung solcher Kleingruppen zur Gesamtkirche. Auch auf dieser Ebene droht eine gefährliche Abkapselung, die am Ende selbstzerstörerisch wirkt. Wird der Begriff »Gemeinde« der kleinen, spontanen, nicht rechtlich geordneten Versammlung vorbehalten, so kann man in die Nähe eines spiritualistischen Kirchenverständnisses geraten. Im übrigen kann eine Zerklüftung in viele Sondergrup-

<sup>19</sup> Vgl. Was ist eine Christliche Gemeinde? S. 490 ff.; K. Lehmann, Caritas der Gemeinde. In: Caritas 75. 1974, S. 61–76; Lebendige Seelsorge 27, 1976, H. 6 »Caritas der Gemeinde«.

pen angesichts der differenzierten gesellschaftlichen Gesamtform in keiner Weise die elementaren Bedürfnisse einer christlichen Gemeinde in den Blick bringen, weil man so nicht mehr bis zu dem Horizont ausgreift, den die heutigen Lebensverhältnisse mit ihren weiten Verflechtungen bilden. In einer Zeit, in der die Raumordnung zur Erfüllung der elementaren Lebensbedürfnisse größere Zentralbereiche schafft, bilden Kleingruppen zwar ein unerlässliches Strukturmoment in der pastoralen Arbeit, aber sie können bei den größeren Verflechtungsebenen auf keinen Fall ein primäres strukturschaffendes Prinzip darstellen. Ein Gradmesser für die Integrationsfähigkeit dieser Gruppen ist wohl ihre Stellung zur Eucharistiefeier der Gemeinde. Es ist kein Zweifel, daß auch in der kleinen Gruppe die Eucharistiefeier als außerordentliches Ereignis große pastorale Bedeutung erhält<sup>20</sup>. Aber keine Gruppe darf sich der integrierenden Kraft der sonntäglichen Gemeindegottesdienste entziehen. Gerade hier muß auf die wichtigen Ausführungen im Synodenbeschluß »Gottesdienst« und auf ihre Bedeutung für die Gemeinde hingewiesen werden<sup>21</sup>.

Vielleicht ist somit sichtbar geworden, daß die Ortsgemeinde in ihrer Funktionsweise eine einschneidende Strukturierung *und* zugleich eine erhebliche Ausweitung des pastoralen Wirkens erfährt. Nach beiden Richtungen bleibt sie in einem beweglichen Feld, aber doch eine unentbehrliche Basis für die Kirche. Fruchtbar werden diese Strukturen freilich nur, wenn sie nach allen Richtungen mit einem entsprechenden spirituellen Kirchenbewußtsein erfüllt werden. Umgekehrt wäre eine strukturlose Existenzweise der Kirche gerade angesichts der hohen Organisationsbedürftigkeit und institutionellen Verfaßtheit der heutigen Gesellschaft auf die Dauer geradezu tödlich.

#### *IV. Einige Leitlinien für die pastorale Planung*

Aus dem Gesagten ergeben sich auch einige Leitlinien als Kriterien für pastorale Planungen, wie sie heute fast überall durchgeführt werden:

1. Die Kirche muß sich tatsächlich fragen, in welchem Maß sie weiterhin an dem Prinzip relativ kleiner Gemeinden mit umfassender Aufgabenstellung festhalten kann. Bei der Verflechtung der Lebensräume und der Ausweitung der sich überschneidenden Lebensbereiche wird man in vielen Fällen eine breitere, lebensfähigere und entwicklungsfähigere Basis suchen müssen. Der örtliche Nahbereich und der nachbarschaftliche Lebensraum sind die

---

<sup>20</sup> Dazu die Richtlinien für Meßfeiern kleiner Gemeinschaften (Gruppenmessen), approbiert v. d. Deutschen Bischofskonferenz am 24. 9. 1970, In: Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg, 1970, S. 173–178.

<sup>21</sup> Vgl. den Synodenbeschluß »Gottesdienst«. A. a. O., S. 198–204 (Abschnitt 2.1–2.3).

natürlichen Grenzen für einen zusammengehörigen Bereich, in dem durch gegenseitige Unterstützung und Differenzierung der Dienste gemeinsame Aufgaben bewältigt werden können.

2. Dabei steht die Kirche – ähnlich wie in anderen Fragen – vor dem Problem, in welchem Maß sie ihre Strukturen den staatlichen und kommunalen Raumordnungen angleichen soll. Es empfiehlt sich in diesen Fragen sicher nicht, sich grundsätzlich gesellschaftlich gegenläufig zu organisieren. Jedoch scheint es auch höchst fragwürdig zu sein, profane Strukturen zum ganz selbstverständlichen Richtmaß der kirchlichen Organisation zu machen. Dazu einige Beobachtungen und Einzelbemerkungen:

– Wir werden wahrscheinlich in den nächsten Jahren erleben, daß es – wie aus mancher Literatur schon jetzt hervorgeht<sup>22</sup> – eine Stärkung jener gesellschaftlichen Tendenzen geben wird, die aus politischen Gründen die Verflechtung der Lebensräume ausweiten wollen, um eine überschaubare Ortsgebundenheit eher zum Verschwinden zu bringen und immer größere Einheiten entstehen zu lassen. Die Raumordnung hat hier – auch und gerade aus der Sicht der Kirche – eine Grenze, wenn diese nämlich zu einer weiteren Devitalisierung und einer sozialen Erosion vieler Dörfer wird, die praktisch dann nur noch als »städtische Filialen« betrachtet werden.

– Die Kirche muß bei der Neuorganisation nicht zuletzt darauf achten, daß erhaltenswerte Elemente gerade der dörflichen sozialen Ordnung geschont werden. Entsprechende Strukturveränderungen, die darauf keine Rücksicht nehmen, könnten dem relativ starken Gemeindebewußtsein in diesem Bereich erheblichen Abbruch tun und einen großen Schaden zufügen. Die Theologie sollte hier lernen, wie manche Wissenschaften heute eine sogenannte »Dorfpädagogik« betreiben<sup>23</sup>.

– Angesichts mancher überstürzter Verwaltungsformen ist auch die Frage des Zeitpunktes kirchlicher Neuorganisation in den einzelnen Bereichen abzuwägen. Wo ein neues Denken in einem größeren Lebensraum notwendig ist und angemessen erscheint, kann die Kirche durchaus hier und dort auch eine gewisse Schrittmacherfunktion für das Zusammenwachsen bisher relativ getrennter Bereiche übernehmen. In anderen Fällen, die nicht selten künstliche Zusammenlegungen bedeuteten, erhebt sich aber auch die Frage, ob die Kirche nicht etwa warten sollte, bis die Weite der neuen Verantwortlichkeit bewußtseinsmäßig sowie affektiv mehr gewachsen ist. Kirchliche Strukturen sind hier wesentlich verletzlicher als profane, weil diese vorwiegend auf die Befriedigung einfach unentbehrlicher Bedürfnisse hin orientiert sind.

<sup>22</sup> Vgl. R. Zoll, *Gemeinde als Alibi*. München 1972 (= Politisches Verhalten 3); R.-R. Grauhahn (Hrsg.), *Lokale Politikforschung II*. Frankfurt/New York 1975; W. Linder/U. Mauer/H. Resch, *Erzwungene Mobilität*. Köln/Frankfurt 1975; H.-G. Wehling (Hrsg.), *Kommunalpolitik*. Hamburg 1975.

<sup>23</sup> Vgl. z. B. P. v. Blanckenburg, *Einführung in die Agrarsoziologie*. Stuttgart 1962, S. 166 ff.

– Gelegentlich taucht die Meinung auf, eine Verwirklichung der den Gemeinden gestellten Aufgaben sei nur durch ein umfassendes, großräumiges, viele spezialisierte haupt- und nebenamtliche Dienste planendes Strukturkonzept möglich. Die Gemeinsame Synode hat dazu beigetragen, die Häufung von Anforderungen an die Gemeinden in dieser Hinsicht zu erhöhen<sup>24</sup>. Die Vielfalt der pastoralen Aufgaben und die Probleme des Priestermangels (aber nicht nur sie!) zwingen freilich zu neuen Strukturplanungen. Jedoch droht hier eine Gefahr, daß nämlich die unverzichtbare, am Ort erfahrbare Gemeinde zwischen neuen Bürokratien und mobilen Pastoralteams zerrieben wird. Bei allen Gemeindeplanungen, die zunächst einmal am Reißbrett entstehen, wird man sehen müssen, daß diese am Ort erfahrbare Gemeinde in ihren zentralen Lebensfunktionen nicht ausgehöhlt oder durch von außen herankommende Pastoralteams nicht auf nun neue Weise »versorgt« und »betreut« wird. Wo wenigstens Elemente einer gemeinsamen geistlichen Lebensform existieren, haben die neuen Weisen pastoraler Kooperation ein solides Fundament, das die Nachteile in Grenzen hält.

– In diesem Zusammenhang muß eine Erkenntnis berücksichtigt werden<sup>25</sup>, die uns zwar durchaus vertraut ist, die aber doch in ihrem Gewicht manchmal vergessen zu werden droht: Die Stabilität kirchlicher Beziehungen läuft im wesentlichen über die Beziehungen der Kirchenmitglieder zu ihrem Pfarrer. Religionssoziologische Untersuchungen im deutschen Sprachbereich der letzten Jahre belegen dies eindeutig<sup>26</sup>. Alle pastoralen Planungen dürfen nicht vergessen lassen, daß eine wirkliche Gemeindebildung ohne die *stabile* Präsenz eines Pfarrers als konkreter Bezugsperson faktisch und auf Dauer problematisch wird. Dies bedeutet auch eine innere Grenze für jedes »Pastoralkonzept«, für mobile Pastoralteams und verbandliche Organisationsmöglichkeiten. Gerade in einer säkularisierten Welt wird die *personale* Präsenz des Pfarrers noch wichtiger. Im übrigen entspricht dies ja auch dem klassischen Priesterideal vom »guten Hirten«, fern aller damit gelegentlich verbundenen Romantik. Nur wer dasselbe Leben teilt und am selben Ort wohnt, kann ein wirklich von den Menschen akzeptierter Seelsorger werden.

---

<sup>24</sup> Zu den Konsequenzen in der Gestaltung der Ämter vgl. H. J. Pottmeyer, Thesen zur theologischen Konzeption der pastoralen Dienste und ihrer Zuordnung. In: Theologie und Glaube 66. 1976, S. 313–331; W. Kasper, Die schädlichen Nebenwirkungen des Priestermangels. In: Stimmen der Zeit, Bd. 195. 1977, S. 129–135. Die obigen Ausführungen wollen auf bisher wenig beachtete Elemente in dieser Diskussion aufmerksam machen.

<sup>25</sup> Die folgenden Ausführungen verdanken wertvolle Einsichten einem unveröffentlichten Manuskript des Bielefelder Soziologen F. X. Kaufmann zu religionssoziologischen Grundfragen (1976 als Gastvorlesung an der theologischen Fakultät der Universität Würzburg gehalten).

<sup>26</sup> Vgl. zuletzt J. Matthes (Hrsg.), Erneuerung der Kirche. Stabilität als Chance? Gelnhausen/Berlin 1975, S. 161–188 (Lit.).

3. Ein letztes Problem muß die pastorale Neuplanung mitberücksichtigen. Auch heute geht es in der Seelsorge, selbst wenn dies gelegentlich in seiner Bedeutung nicht mehr voll respektiert und geachtet wird, um Beratung und Hilfe für die individuelle Daseinsführung des Menschen, zu der ihn Glaube, Hoffnung und Liebe befähigen sollen. Man weiß, wie gefährdet gerade heute die sogenannte personale Identität der Menschen ist: tagsüber das ungeheure Rollenspiel, dieses und jenes fast zugleich sein zu müssen (Verkehrsteilnehmer, Vater, Geschäftsmann, Ehegatte, Clubmitglied usw.), und – gesehen auf das ganze Leben in seiner Erstrecktheit – die Frage, ob eine solche Existenz, die Biographie überhaupt noch einen inneren Zusammenhang hat, ob nicht lauter Bruchstücke ansichtig werden. Daß dies ein schwieriges Problem darstellt, wird offenkundig, wenn man an Phänomene wie Treue und Beständigkeit denkt, die lebensnotwendig Kontinuität und Stetigkeit brauchen. Gerade diese personale Identität der Menschen ist in hohem Maß gefährdet<sup>27</sup>. Seelsorge wird aber ganz entscheidend bei dieser Bewahrung und Neufindung personaler Identität helfen müssen. Hier entsteht ein pastorales Problem erster Ordnung, daß nämlich eine immer stärker zunehmende Organisationsdichte der Kirche und ihrer Dienste fast zwangsläufig einen fragwürdigen Typ sozialer Beziehungen zwischen den in der Gemeinde Verantwortlichen und den Gläubigen schafft. Es kann nämlich eine solche pastorale Hilfe, gerade weil diese auf personale Nähe angewiesen bleibt, sehr erschweren. Ohne diese fundamentalen Möglichkeiten wird Seelsorge aber in ihrem Lebensgrundelementar gefährdet<sup>28</sup>.

4. Die neuen Aufgaben, die vor uns liegen, können nur bewältigt werden – und dies ist angesichts der strukturellen Probleme, die uns auf den Nägeln brennen, vorläufig wohl die einzige große Chance –, wenn das Presbyterium einer Diözese, in den einzelnen Regionen, vor allem aber in den Dekanaten, Städten und Pfarrverbänden eine lebendige Wirksamkeit erlangt und eine neue Wirklichkeit wird. Die pastorale Erneuerung nach dem Konzil von Trient wurde nicht zuletzt durch die gemeinsame Ausbildung und das brüderliche Zusammenleben der Priester ermöglicht. In modifizierter Form und unter anderen Bedingungen gilt dies heute für die Pastoralplanungen. Ohne ein auch geistig und geistlich erneuertes Presbyterium bleiben alle Reformen gerade bei den auftauchenden Gefahren in der Versuchung zu einem ungeistlichen Funktionalismus. Die Kraft einer gemeinsam gelebten Existenz als

<sup>27</sup> Genaueres bei A. Hahn, *Religion und der Verlust der Sinnggebung*. Frankfurt 1974, S. 107–135.

<sup>28</sup> Vgl. dazu *Lebendige Seelsorge* 26. 1975, H. 3/4 »Seelsorge für den Einzelnen«; J. M. Reuß, *Seelsorge ohne Priester?* Düsseldorf 1976; J. Beutler, *Geistliche Führung nach dem Neuen Testament*. In: *Geist und Leben* 49. 1976, S. 435–445. – Zu den Grundfragen des letzten Abschnitts vgl. W. Friedberger, *Pastorale Planung*. Würzburg 1976 (= *Pastorale Handreichungen* 17).

Priester vermag diese Versuchung vielleicht zu bannen – freilich nicht ohne die vielfältige Hilfe der Gemeinde und der verschiedenen Mitarbeiter.

In diesen Überlegungen sollte von den Perspektiven der gegenwärtigen Theologie der Gemeinde die Rede sein. Es war unvermeidlich, zugleich von den Chancen und Grenzen, von den Gefahren und den Errungenschaften zu handeln. Theologische Einsichten mußten in Bezug gesetzt werden zu sozialen Wandlungen der Gemeindefwirklichkeit. Ohne diese Vermittlung bleibt die Theologie der Gemeinde folgenlos und geht an der Realität vorbei. Umgekehrt schärft sie das Augenmaß für mögliche Anpassung und notwendigen Widerstand gegenüber Strukturproblemen, die der christlichen Gemeinde heute von der gesellschaftlichen Situation her gestellt werden.